

Das ukrainische Amulett

Auf dem Tanzplatz hat soeben die Pause begonnen. Die Stimme einer Amsel scheint den ganzen Kosmos zu beherrschen. Einige Paare sitzen lauschend im jungen Gras, andere verkriechen sich zwischen Büschen und Bäumen. Elisa gesellt sich zu drei ukrainischen Mädchen, die schwärmerisch in die untergehende Sonne stieren. Dann, ganz plötzlich, kommt Unruhe auf. Zwei junge Männer raufen sich. Einer von ihnen, ein gebürtiger Nowgoroder, stürzt lang hin und blutet aus der Nase. Dieser Anblick scheint den anderen Raufbold zu zügeln. Er hält Abstand und grinst lediglich. Auffällig an ihm ist, dass er an einem beliebigen Wochentag die ukrainische Tracht trägt - weite Leinenhose, weites Leinenhemd, bestickte Weste. Allein der Strohhut ist zuhause geblieben.

"Verräter", zischt jetzt der Russe, "ohne uns würdet ihr längst in Feindeshänden sein."

"So sind wir in Freundeshänden", höhnt der Ukrainer. "Wo ist da der Unterschied?"

"Wer hat euch euer Lwow oder Lwiw zurückgebracht - eure heimliche Hauptstadt mit Blick nach Westen?"

"Uns? Stalin selbst braucht den Vorposten."

"Ja, aber so hat er die Polen im Griff und die Deutschen auch. Glaubst du, die würden euch sonst schonen? Dankbar solltet ihr sein, dankbar!"

Der Ukrainer spuckt aus. Der Russe springt zornig auf und hebt die Faust gegen seinen Widersacher. Doch zwei andere Burschen drängen sich dazwischen und beenden den Streit. Sogleich greifen die Musikanten zu den Instrumenten - einer Geige, zwei Flöten, einer Bandura. Als eine heitere Melodie den Gesang der Amsel übertönt, kehrt der freundliche Übermut zurück. Ein junger Arbeiter aus einer Torfgrube der Umgebung zieht Elisa auf die Tanzfläche. Dort wirbelt er sie so rasch um ihre eigene Achse, dass sich ihr die langen blonden Zöpfe wie Fesseln um den Hals legen. In der nächsten Pause beteuert er, dass er kein Vorurteil gegen deutsche Mädchen habe - auch wenn sie seiner Meinung nach ein wenig zu spröde seien. Oder sei Elisa vielleicht eine Ausnahme?

"Nein", entgegnet sie.

Im Mai finden die Frühjahrsarbeiten auf den Feldern ihren Abschluss. Im Haus des Gemeinsamen Dorfsowjets werden jetzt viele junge Paare getraut. Unter ihnen sind Gottfried und Maria. Vor ihrem Häuschen haben sie Buchenholzbretter zu langen Tischen und Bänken zusammengenagelt, so dass dort nach und nach halb Trokowina Platz findet. Marta, Elisa und die beiden Olgas sorgen dafür, dass es der großen Gästeschar an nichts mangelt - zumindest was Essen und Trinken betrifft. In Körben, die mit buntbestickten Tüchern abgedeckt worden sind, tragen sie Brot, Speck, Hühnerfleisch, eingeweckte Früchte und Schnaps vor die Tür. Auch Tee und Most gibt es. Zum Tanz auf der Straße spielen unter Pawels Leitung fünf Musikanten auf. Sie halten die Gäste in ständiger Bewegung und locken viele Zuschauer an. In deren Gläser lässt die Braut, margeritenbekrönt reihum gehend, den Inhalt etlicher lange aufgesparter Deputatflaschen fließen. Dabei wendet sie sich unentwegt nach ihrem Bräutigam um. Ihm, den die beschwipste Dorfjugend nicht loslässt, baut sie mit ihrem Lachen unsichtbare Brücken.

Elisa nimmt das heitere, bewegliche Bild verschwommen wahr. Die Wirkung von zwei Glas Kwaß macht sie dennoch seltsam sehend. Zum erstenmal wird ihr bewusst, dass das Haar der Mutter grau geworden ist. Auch umrahmt es eine Stirn, deren Sorgenfalten selten ein Lächeln glättet. Arnold, dessen Gesicht über dem unvermeidlichen Halswickel klein und blass wirkt, ist noch immer in Mutters Nähe zu finden. Vielleicht empfindet sie den nun Vierzehnjährigen als ihr einziges wirkliches Kind. Was wird, wenn die Zeit ihr auch diese Aufgabe nimmt? Marta ist zur Einsiedlerin geworden; jetzt lehnt sie allein am Herd und versteckt ihre Schönheit vor der Welt. Und Bertold, laut und lebenslustig, geht seinen Weg fern von der Familie. Das Zusammenleben verfällt. Ein alter Trennungsschmerz ist plötzlich wieder da. Ein kleines Mädchen in Elisa schreit nach Emil; er muss ihr sagen, wie es weitergehen soll. Aber das wird er niemals mehr tun. Oder doch? Unsinn. Vielleicht. Nein.

„Lisotschka, warum weinst du denn?“ fragt Nina, ein Mädchen aus der Kolchosküche.

"Ich habe so vieles falsch gemacht."

"Ach was, du wirst schon wieder bessere Arbeit finden. Jetzt ist es bei uns sowieso nicht mehr schön."

"Nicht?"

"Nein, mit der Versorgung klappt es schon wieder nicht mehr. Überall wird geklaut. Zum Beispiel eure Schweine. Vom Kolchosschlächter bis zu uns in die Küche sind es etwa zwanzig Werst. Aber glaubst du vielleicht, die Hälften kommen auch nur einmal vollzählig an? Dabei ist das Deputat klein genug. Die Mahlzeiten, die die Fuhrleute auf die Felder und Weiden schaffen, müssen jetzt streng rationiert werden. Reste gibt es nicht mehr. Ach was, gehen wir tanzen!"

Während Elisa aus einem Arm in den anderen gleitet, fühlt sie das Amulett gegen ihr Herz trommeln. Es scheint den Rhythmus der Musik zauberisch zu nutzen, um die Sinne zu verwirren. Elisa atmet tief und schnell ein und aus - zunächst den Geruch des Wodkas, den die Tanzpartner ausströmen, dann den Duft der blassblauen Blüten des Flachsfieldes hinter dem Gehöft am Wiesenweg. Emil ist da, also doch, und bringt ihr die ersten Tanzschritte bei. Eins, zwei, drei. Eins, zwei drei. Emil lacht, aber es ist nicht sein eigenes Lachen. Elisa schaut hoch in ein fremdes Gesicht. Doch die Stimme ist eine gute Stimme, sie gehört Ferdinand, dem Lehrer. Er breitet die Arme aus und stimmt ein temperamentvolles ukrainische Lied an. Wer hätte das gedacht? Elisa ist begeistert. Auch erinnert sie sich bebend an die Ähnlichkeit des Lehrers mit einem anderen Mann, zu dem sie in die Vergangenheit weit zurücktanzen muss. Sonst würde sie dieses Vergissmeinnichtblau der Augen nicht mehr erleben. Wo ist es? Wo ist Jacho? Warum sagen manche, er sei tot? Weil er es ist?

„Hast du einen Schwips?“, fragt während der Pause Schwester Olga besorgt und legt den Arm um Elisa.

„O Gott, ist mir schlecht.“

Die darauffolgenden Wochen bringen Kühle und Nässe. In den Arbeitspausen flüchtet Elisa unter ein selbsterrichtetes Dach aus dünnen Stämmen und Blattwerk. An ihrem einundzwanzigsten Geburtstag beobachtet sie von hier aus, wie ein Sturzbach aus Wasser und Hagelkörnern das Dach eines Schweinestalls zerschlägt. Bevor die Sparren in die Buchten stürzen, öffnet sie die Gatter und treibt die Tiere ins Freie. Dann holt sie Stepan. Er überschaut die Situation mit einem Blick und lächelt dankbar. Von da an ist er ihr Freund. Noch am selben Tag erfährt Lusmin von der Rettungsaktion. Er bestellt Elisa in sein Büro, wo er ihr strahlend eine Flasche Schnaps überreicht. Dann drückt er sie väterlich an sich und gebraucht mehrmals das Wort „Druschba“, Freundschaft.

Als Elisa die Verwaltungsbaracke verlässt, stößt sie in der Tür mit einem Mann zusammen; es ist Tabidse. Er bleibt sperrig vor ihr stehen, als wolle er sie am Weitergehen hindern. In Elisa macht

sich die alte Furcht breit, die sie überwunden zu haben glaubte. Es kostet sie viel Willenskraft, allein um den Blick zu heben; sie ahnt, was sie erwartet. Tatsächlich hat Tabidse wieder seine schmalen, bösen Augen, aber diesmal sind sie zudem unruhig; das Fordernde, Selbstbewusste fehlt. Sofort verlässt die Furcht Elisa wieder, und sie ist in der Lage, gelassen an Tabidse vorbei ins Freie zu treten. Erleichtert schaut sie in die Runde. Das schlechte Wetter hat die drei Altweiber samt ihrer Bank unter das Vordach der Küchenbaracke getrieben. Elisa winkt hinüber, doch ihr Gruß wird nicht erwidert.

Dem Übermaß an Regen folgt ein Übermaß an Sonne. Gestank und Hitze in den Schweineställen werden zum Problem. Der Tierarzt muss öfter als sonst kommen, was er als Zumutung bezeichnet. In den Pausen flüchtet Elisa in die Kühle des Waldes. Auf einem ihrer Streifzüge entdeckt sie einen klaren Bach, der von dichtstehenden Nadelbäumen überschattet wird. Sie wirft sich in das hohe Gras der Uferböschung und blinzelt in den Himmel. Dann schläft sie ein. Wach wird sie infolge eines Geräuschs, dessen Ursprung sie sich nicht erklären kann. Es erinnert an das Knacken eines Türschlosses, wenn darin der Schlüssel gedreht wird. Wie zur Bestätigung dieser Wahrnehmung entsteht jetzt ein Geräusch, das an das Quietschen einer verrosteten Türangel erinnert. Dabei weiß im Dorf jedes Kind, dass im Wilden Wald keine Häuser stehen.

Nun fallen Elisa auch noch andere Geschichten ein, die über diesen meistgemiedenen Ort der Gegend erzählt werden. Hier sollen im Jahr Neunzehn die Leichen von acht rotgardistischen Deserteuren verscharrt worden sein, die seither den ganzen Wald vergiften. Kein Pilz, keine Beere, kein Tier sei genießbar. Sogar die Rinden der Bäume würden einen

lebensgefährdenden Saft absondern. Elisa erhebt sich vorsichtig. Der Weg zurück erscheint ihr auf einmal als gefahrvoll. Unentschlossen tappt sie den Bach entlang, weil das Murmeln des Wassers den Lärm ihrer Herzschläge übertönt. Dann, im Dunkel eines Fichtenreviers, verharrt sie gebannt. Wenige Schritte vor ihr erhebt sich ein kleiner Felsen, und davor hängt in rostigen Angeln eine geöffnete eiserne Tür. Wäre das Monstrum geschlossen gewesen, hätte Elisa es übersehen. Denn den Zugang zu einem Raum im Felsen verdecken hohe, dichte Brombeerbüsche. Daneben steht jetzt eine Kiepe, deren kostbaren Inhalt der zuoberst liegende Gegenstand erraten lässt - ein Mehlsack. Elisa erschrickt intensiver, als wenn an derselben Stelle eine Kiste Dynamit stehen würde. Nichts in diesem ausgezehrten Land birgt mehr Zündstoff als Lebensmittel. Elisa ist sich sicher, dass ihr Entdecktwerden eine Katastrophe heraufbeschwören würde. Also macht sie kehrt und läuft davon.

Doch sie kommt nicht weit. Ein Schuss, abgegeben in nächster Nähe, vereitelt ihre Flucht. Im Stamm der Fichte, vor der sie stehenbleibt, steckt eine Kugel. Elisa macht erneut kehrt und sieht den Schützen neben der Kiepe stehen. Es ist Onkel Wanja. Ein Netz von Falten verfinstert sein Gesicht zu einer grauenvollen Bedrohung. Das Gewehr steckt wieder unter dem Oberarm, was nichts mit Entwarnung zu tun hat. Der Lauf der Waffe dirigiert Elisa auf drei Schritte zu sich heran und bleibt auf sie gerichtet. Sie wirft die Hände bis über den Kopf hinauf, wo sie wie aufgeschreckte Vögel flattern. Aber damit nicht genug, auch die Beine tun es aufgeschreckten Vögeln gleich, sofort jeglichen Halt verschenkend. Unversehens findet sich Elisa auf den Knien wieder - was sie als Erleichterung empfindet, denn stehend vermag sie dem Tod gleich gar nicht ins Auge zu blicken.

"Spion!" brüllt Onkel Wanja und lässt das Gewehr in die Hand rutschen. Doch die gefährliche Geste ist es nicht allein, die die Situation verschärft. Der Ausruf erweist sich als folgenschwerer. Katzenartig springt aus dem Raum hinter dem Brombeergebüsch ein zweiter Mann. Er ist groß und muskulös und offensichtlich zum Schlimmsten bereit. Es ist Tabidse. Augen und Mimik des Mannes widerspiegeln den raschen Wechsel seiner Gefühle - erst Abwehr, dann Überraschung, dann Feindschaft. Zuletzt Freude. Aber diese Freude hat sich deutlich gepaart mit Hohn und Zerstörungslust. Tabidse ist der wahre Mörder, spürt Elisa, auch wenn er selbst keine Waffe trägt.

"Habe ich dir nicht gesagt, dass du kommen wirst?", zischt ein zynisch geschrägter Mund. "Endlich liegst du vor mir auf den Knien."

"Du hast Julius Robertowitsch auf dem Gewissen", sagt Elisa so gleichmütig, als ginge es um eine bedeutungslose Feststellung. Die Vögel sind eingeschlafen, ebenso wie ihre Hoffnung.

"Nein, du selbst hast ihn auf dem Gewissen. Du hättest eher so vor mir liegen sollen. Auch wäre ich dann in Schitomir der Größte geworden. Jetzt bin ich dort einer der Geringsten. Alles wegen dir Kröte." Tabidse kommt näher und traktiert Elisa mit wütenden Tritten. Sie wehrt sich nicht, ihr Widerstand ist zusammengebrochen.

"Sie hat alles gesehen", erinnert Onkel Wanja und hebt ungeduldig das Gewehr, "sie darf niemals mehr zurück ins Dorf."

"Warte noch!" Tabidses schmale, böse Augen erhalten einen neuen Glanz. "Erst wollen wir unseren Spaß haben."

"Weiber", zischt der Schütze eher verlegen als verächtlich. Dann nimmt er die zweite Hand aus der Jackentasche und kratzt sich am Kopf.

"Los, zieh dich aus!", befiehlt Tabidse Elisa.

Doch sie rührt sich nicht. Als wäre sie Stein geworden, verharrt ihr Kopf in einer leichten Neigung nach links. So kann sie mit entsetzensstarrten Augen an Tabidse vorbei auf Onkel Wanja schauen. Er hält den zweiten Arm noch in die Höhe, so dass eine Besonderheit deutlich zu erkennen ist - die Hand hat nur zwei Finger.

"Du sollst dich ausziehen!", wiederholt Tabidse mit zunehmender Wut. Der Schütze bringt das Gewehr gemächlich in Anschlag. Elisa aber packt der Mut der Verzweiflung.

"Schieß doch, du Feigling!" schreit sie und reißt die Knopfleiste ihres Arbeitskittels auseinander. "Hierher, ins Herz, wo ich das Amulett trage. Weißt du noch, wem es einst gehörte? Lew Lisenko hat es gehört, und Joachim Naundorf hat es gehört. Beiden bist du in den Rücken gefallen. Du hast sie verraten, als sie ..."

"Das ist nicht wahr", donnert Onkel Wanja. Dabei heftet er einen Blick ungeheuren

Erstaunens auf das Amulett. Dann ist seine Stimme plötzlich ganz klein. "Lew, mein Freund, war das Opfer seiner Treue. Und Jacho, sein Freund ..."

"Schluss mit dem Gewäsch!", bringt sich Tabidse in Erinnerung und zerrt an Elisas Haar.

"Lass sie in Ruhe!", verlangt der Schütze leise, aber drohend.

"Was soll das?", empört sich sein Kumpan. "Schieß lieber, damit wir hier wegkommen."

"Hände weg!"

"Schieß, verdammt noch mal!"

Der Schuss wirft Elisa nach vorn. Ihr Gesicht taucht in einen stacheligen Belag aus Gräsern und Fichtennadeln ein. Sie wundert sich, dass ihr der mäßige Schmerz bewusst bleibt. Dann registriert sie, dass es einen anderen Schmerz nicht gibt, obwohl über ihren rechten Arm Blut fließt. Das Rinnsal verbreitert sich und wird schneller, denn die Quelle ist ganz in der Nähe. Der rote Saft entspringt Tabidses Schläfe, die auf einem Stein aufgeschlagen ist. Die Augen des Feindes sind weit geöffnet, ihr Blick verrät noch den Zorn der letzten Momente. Aber er ist gebrochen. Das Blut strömt einen süßlichen Geruch aus, der die Beine beschwert und den Magen in Schwingungen versetzt. Elisa erhebt sich taumelig und greift nach einem Ast. Dann übergibt sie sich.

"Jacho ist nicht tot", hört sie Onkel Wanja sagen. "Die Schüsse bei Masarow waren ein Täuschungsmanöver. Jacho lebt in Deutschland."

Als es Elisa besser geht, glaubt sie, die Tragödie nur geträumt zu haben. Der Schütze und die Kiepe sind verschwunden, die Tür ist nicht mehr zu erkennen. Auch der Tote ist fort, allein der Stein trägt noch die roten Spuren seiner Anwesenheit. Elisa stolpert in südlicher Richtung davon. Als sich ihr irgendwann die Schweineställe in den Weg schieben, wundert sie sich; ein solches Glück hat sie nicht mehr erwartet. Sie reißt sich den schmutzigen Arbeitskittel vom Leib und taucht in der Regentonne unter. Stepan schaut erstaunt zu ihr herüber, es ist erst gegen Mittag. Später, im Kleid, stelzt Elisa winkend davon - so, als ob sie gleich zurückkehren werde. Aber daran glaubt sie nicht.

Jacho lebt, dröhnt es in Elisa, ohne Freude zu erzeugen, denn der tote Tabidse verbietet jedes gute Gefühl. Auch scheint sich sein Blut nicht wegwaschen zu lassen und ätzend bis ins Verborgenste vorzudringen. Das Entsetzen der schlimmsten Kindheitserlebnisse hat eine Fortsetzung gefunden und ruft den Wunsch nach einer Zuflucht wach. Wie einst fühlt sich Elisa Mittelpunkt einer Seifenblase werden, die alles Grauen von ihr fernzuhalten vermag. Doch das schützende Gebilde gehört ihr nicht mehr allein, nun schützt es auch Tabidse - seine Augen, sein Grinsen, seinen Hass - und liefert sie ihm aus. Elisa versucht, sich der Seifenblase zu erwehren - vergebens. Sie will schreien, aber bringt keinen Ton heraus, ebenso wie die Außenwelt keinen Ton herausbringt. Dabei geht es dort lebendig zu; Arme, Beine, Münder sind in ständiger Bewegung. Jetzt schlagen sie gar auf die Seifenblase ein. Bis diese gottlob zerspringt.

Elisa ist mit der Stirn gegen die östliche Tür der Küchenbaracke gestoßen, der Schmerz schießt wie ein Pfeil durch ihren Kopf. Doch endlich kann sie durchatmen und die Außenwelt zur Kenntnis nehmen. Diese gibt ein vielstimmiges Getöse von sich. Der Platz vor der Verwaltungsbaracke ist, ohne dass ein Feiertag angesagt worden wäre, schwarz von Menschen. Sie singen die Internationale, und zwar mit außergewöhnlicher Leidenschaft. Sogar die drei Altweiber hat es von den Plätzen gerissen. Oben auf dem Treppenabsatz steht Lusmin und drückt die Hand gegen das Herz. Als das Lied zu Ende gebracht ist, will er reden, aber er bringt kein einziges Wort hervor. Statt dessen schlägt er die Hände vor das Gesicht und weint.

"Was ist denn los?", brüllt es aus Elisa.

Die Menge wendet sich ihr zu - schweigend, missbilligend, schmerzerfüllt.

"Krieg ist", sagt nach geraumer Zeit ein junger Landarbeiter. "Die Deutschen kommen."

Schreie der Wut und der Verzweiflung klingen auf und treiben Elisa vom Platz. Sie fühlt, dass sie zur Außenseiterin geworden ist, deutlicher als bisher. An der großen Verbrüderung der Massen darf sie nicht teilnehmen. Sogar Russen und Ukrainer liegen sich in den Armen; nun eint sie der gemeinsame Feind, den sie, Elisa, verkörpert. Doch das ist ein schrecklicher Irrtum, sie ist gar kein Feind. Sie will keinen Krieg. Elisa wendet sich um mit einer Geste der Versöhnung, die sie alle gemeinsam von Lusmin gelernt haben. Aber niemand begreift den Sinn ihrer offenen Arme. Der erste Stein aus der Menge trifft Elisa an der Brust, der zweite

am Hinterkopf. Weinend bricht sie zusammen und schaut hilfeschend zu Lusmin hinauf. Er aber wendet sich ab.

Auch in Trokowina ist der Frieden vorbei. Im Staub der überhitzten Straße drängen sich schreiend und rangelnd die Einwohner. Die Ukrainer unter ihnen verlangen nach der Miliz, damit die Deutschstämmigen unter ihnen unverzüglich die gerechte Strafe treffe. Manche der Bedrängten liefern sich der Wut ihrer Bedränger kampflös aus. Auch die beiden Olgas lassen es widerstandslos geschehen, dass sie von ihren befreundeten Nachbarinnen "zwecks Fluchtvereitelung" an einen Baum gebunden werden. Sie halten sich an den Händen, beten und schweigen. Erst als sie Elisa auf sich zutaumeln sehen, werden sie laut. "Was willst du noch hier?", jammert die Schwester. "Bertold und die Bernhards sind längst fort. Die Roten sammeln Leute mit deutschem Namen ein, vor allem junge. Lauf doch! Rette dich!

"Und was wird aus euch?" hört sich Elisa von weither rufen; sie wird von einem bösen Traum festgehalten, aus dem sie nicht zu erwachen vermag.

"Geh jetzt!"

Mechanisch befolgt Elisa die Aufforderung, eine Bedeutung misst sie ihr nicht bei. Vor der gelben Hütte steht die Mutter, sie rudert aufgeregt mit den Armen. Doch Elisa kann sich nicht beeilen; sie hat Mühe, sich aufrecht zu halten. Die Mutter kommt ihr entgegen, schiebt ihr ein Bündel mit Sachen und Proviant unter den Arm, küsst sie auf ihre beiden schmutzverschmierten Wangen. Dann zeigt sie in westliche Richtung, wo sich die Getreidefelder des Kolchos ausdehnen. Dorthin seien schon die Geschwister gelaufen. Schnell, schnell - ein paar Tage, ein paar Nächte noch. Vielleicht sei dann die Deutsche Wehrmacht da. Das würde das Ende der Angst vor der Verschleppung bedeuten. Endlich. Elisas Blick umrundet die Wolfswiese. Der Weg zum Hauptdorf räkelt sich verführerisch im Halbschatten wippender Baumkronen. Das Häuschen der Drestschenko krönt eine sanfte weiße Rauchfahne. So ist der Frieden.

"Warum sagst du denn nichts?", fragt die Mutter erstaunt.

"Ach", seufzt Elisa, "alles hat wieder so schön begonnen."